

Literatur des Auslandes.

N^o 113.

Berlin, Freitag den 20. September

1833.

Frankreich.

Napoleon als Architekt.

Ein Beitrag zur Charakteristik Napoleon's.
(Aus der Revue de Paris.)

Die Steine erheben, suchen und nähern sich mit erneuter Thätigkeit rings um unsere im Bau unterbrochenen Pariser Denkmäler. Das Budget dieses Jahres hat der Stimme der Architektur Gehör geschenkt. Die Säule auf dem Vendôme-Platz, welche unsere Dichter mit einer Königin in Trauer vergleichen könnten, die ihre Stirn mit einem neuen Diadem schmücken soll, ist mit einer Statue gekrönt worden, welche das Auge der Phantasie niemals aufgehört hat auf ihrem Gipfel zu sehen. Es ist dies ein von den Herren Percier und Fontaine sehr günstig gewählter Augenblick, um ein Werk herauszugeben, welches nicht allein die Architektur, sondern auch die Geschichte interessiert; wir sprechen von der Parallele zwischen den vorzüglichsten Hauptstädten Europas, ein prächtvolles Werk, welches von schönen Zeichnungen begleitet seyn wird. Vitruv wollte, daß der Architekt zugleich Schriftsteller und Zeichner, Naturforscher und Mathematiker, Geschichtskundiger und Philosoph seyn sollte. Dies Alles sind die Herren Percier und Fontaine in ihrem Werke. Wenn man liest, was sie mit wahren Künstler-Enthusiasmus erzählen und beschreiben und in den angefügten Plänen ihre Ideen deutlich ausgeführt sieht, so überzeugt man sich besonders bei dem Aufzählen der vielen Denkmäler, durch die Paris seit dreißig Jahren verschönert worden ist, daß die beiden Architekten Napoleon's würdig waren, seine großartigen Entwürfe zu verwirklichen. Nachfolger der Philibert Delorme, der J. Goussou, der Perrault u. s. w. mußten sie dem Helden, der Paris zur Hauptstadt Europa's machen wollte, beständig zu beweisen, daß die Französische Kunst mit der Französischen Tapferkeit und seinen riesenhaften Plänen gleichen Schritt hielt.

Wir wollen durch einige Auszüge einen Begriff von dem schönen Werke geben und zuvörderst schildern, wie der Palast des Königs von Rom sich gestaltet haben würde, wenn das Glück nicht müde geworden wäre, Napoleon zu folgen, als er das Russische Gebiet betrat. Es ist merkwürdig, wahrzunehmen, wie sich der General Bonaparte, aus Aegypten zurückgekehrt, zuerst mit dem bescheidenen Landhause Malmaison begnügt; und wie dann nach Marengo, nach dem Konfordat von Lyon, nach der Einnahme von Wien sich das Programm seiner Architekten immer anders gestaltete, je nachdem es darauf ankam, für einen ersten Konsul oder für einen Kaiser Einrichtungen zu treffen. Es handelte sich nun nicht mehr bloß darum, Malmaison zu vergrößern, sondern auch um die Ausbesserung der Schlösser der Tuilerien, des Louvre, St. Cloud, Fontainebleau, Compiègne, Rambouillet, Versailles, der beiden Trianons u. s. w., und endlich auch um die Erbauung eines Palastes, der mit dem Ludwig's XIV. wetteifern sollte, des Palastes des Königs von Rom! Wir lassen nun die Herren Percier und Fontaine selbst sprechen:

„Die Lage und der allgemeine Plan des Palastes des Königs von Rom würden schon einen großen Vorzug vor Versailles gehabt haben. Der Eingang von der Südseite würde im sanften Abhänge links und rechts von dem Pont d'Yena bis nach dem Vorhofe geführt worden seyn, von wo auf jeder Seite des Hofes die Wagen unter einer bedeckten Säulenhalle bis an den Fuß der beiden großen Treppen hätten fahren können. Zwischen diesen Kolonnaden und den Dienstgebäuden würde auf der einen Seite der Hof der Minister, auf der anderen der der Prinzen gelegen haben. Zwei andere große längliche Höfe, von Gebäuden umgeben, würden zur Hälfte für die Küchen, Speisekammern u. s. w. und zur anderen Hälfte für die Pferde, Remisen u. s. w. bestimmt gewesen seyn, wobei auf geräumige Wohnungen für die ganze Dienerschaft des Prinzen Bedacht genommen worden war. Alle diese Seiten- und Nebengebäude würden mit dem Haupt-Palaste durch große Gallerien in Verbindung gestanden haben. In kleinen einzelnen Pavillons vor den Rampen hätten die Portiers und Aufseher gewohnt. Eine große Halle, in gleicher Höhe mit der zweiten Rampe, würde im Winter alle Drangsbäume und exotische Gewächse aufbewahrt haben. Der Haupt-Palast hätte die Gestalt eines großen Parallelogramms, in dessen Mittelpunkt ein großer Saal zu den Festlichkeiten eingerichtet worden seyn würde. Zwei kleine Höfe, links und rechts von diesem großen Saal, würden die Treppen, die Kavelle, das Theater und alle Verbindungen des inneren Dienstes erleuchtet haben.“

„Der große Audienz- oder Ehrensaal würde die ganze südliche Seite eingenommen haben; in dem nördlich liegenden Theil des Palastes würden auf der einen Seite die Zimmer des Kaisers, auf der anderen die der Kaiserin gewesen seyn. Der mit Mauern umgebene Garten, der sich terrassenförmig über die Ebene erhoben hätte, würde sich bis zu dem Boulevard erstreckt haben, über den eine Brücke in Form eines Triumphbogens nach dem ersten Park der Ebene geführt hätte, von wo man durch die Fasanerie und Menagerie nach dem Boulogner Gehölz gelangt wäre.“

„Dies war der allgemeine Plan, den der Kaiser selbst angegeben hatte, und nach dem mehrere Erd- und Mauerarbeiten bereits begonnen waren. Diejenigen, welche sich diesen im Anfange dem von Versailles gleich kommenden Palast auf einem Hügel, der den schönsten Theil der Hauptstadt beherrscht, denken können, werden unsere Ansicht theilen, daß dieses Gebäude das außerordentlichste Denkmal unseres Jahrhunderts gewesen seyn würde. Sie werden es auch entschuldigen, daß wir mehrere Jahre hindurch an die Verwirklichung eines so schönen Traumes glauben konnten, und sie werden nicht umhin können, zu bedauern, daß wir später dazu verurtheilt wurden, unser eigenes Werk zu entstellen. Ein Blick auf unsere Pläne wird ihnen zeigen, daß wir gezwungen waren, eine Arbeit zu unternehmen, die, indem sie unsere Illusionen zerstörte, der gänzlichen Verzichtleistung auf einen Plan, der uns so sehr geschmeichelt hatte, nur kurze Zeit voranging.“

„So unheilvoll auch der Russische Feldzug im Jahre 1812 für Frankreich gewesen war, so hatte doch dieses furchtbare Ereigniß die Ausdehnung und die Pracht unserer Pläne nicht vermindert. Die Arbeiten an dem Palaste waren nicht aufgegeben, nur etwas langsamer betrieben worden; und dieser Umstand, der bei jedem Anderen vielleicht von übler Vorbedeutung gewesen wäre, gab uns im Gegentheil die Ueberzeugung, daß der Kaiser, so vielen Hindernissen zum Troß, fest entschlossen sey, das begonnene Werk fortzusetzen. Aber im folgenden Jahre nach der Niederlage bei Leipzig mußte Alles verändert, Alles modifizirt werden, und es kam nun nicht mehr darauf an, einen Palast für den König von Rom, eine große Residenz für einen mächtigen Souverain, sondern ein kleines Sans-Souci, einen stillen Aufenthalt für einen Konvaleszenten zu bauen.“

„Als sich Napoleon nach zwei erlittenen Niederlagen so ausdrückte, wollte er wahrscheinlich in dem Schicksale Friedrichs des Großen, obgleich sehr von dem seinigen verschieden, etwas Analoges mit dem seinigen finden. Das Schloß, welches jener philosophische Fürst sich bei Berlin unter dem Namen Sans-Souci hatte bauen lassen, schien ihm ein Modell für dasjenige zu seyn, auf welches sich zu beschränken ihn die Umstände zwangen. Wir führten seine Befehle aus.“

„Unsere Pläne waren kaum beendet, der Kaiser hatte sie gebilligt, und wir trafen eben einige vorbereitende Anstalten zur Ausführung, als die Einnahme von Paris, die Abdankung des Kaisers, seine Verbannung nach der Insel Elba allen unseren Hoffnungen und allen unseren Hoffnungen ein Ende machte. Am 31. Mai 1814 wurden das Reich Napoleons und der Palast, welcher der Wohnsitz seiner Macht und seines Ruhmes werden sollte, auf immer zerstört. Denn wir dürfen das, was nachher noch geschah, nicht zu der Zahl der für jenes Gebäude unternommenen Arbeiten rechnen.“

„Obgleich wir nach der Rückkehr von der Insel Elba und während der hundert Tage den Befehl erhielten, die Arbeiten von Chaillot wieder aufzunehmen, und obgleich eine ziemlich bedeutende Anzahl von Arbeitern dabei beschäftigt wurde, so war es uns doch unmöglich, uns noch einmal den Illusionen des verschwundenen Traumes zu überlassen. Wir konnten uns nicht dazu bewegen, an die Rückkehr eines in der Geschichte unerhörten Glückes zu glauben. Wir waren überzeugt, daß Alles vorbei sey, und doch mußten wir die uns gegebenen Befehle ausführen. Unsere Bemühungen und die von ganz Frankreich in jener verhängnißvollen Epoche können als die Wirkungen der letzten Bewegungen des ungeheuren Kolosses betrachtet werden, den alle Mächte Europas vereinigt umgestürzt hatten, und den sie vernichtet zu haben glaubten. Er hatte sich allein, ohne Hilfe, wieder aufgerichtet und die Mittel gefunden, sie noch einmal besorgt zu machen. Erst nach einer vierten Niederlage, nach der Schlacht bei Waterloo, konnte Europa von der gänzlichen Vernichtung einer Macht überzeugt seyn, zu deren Untergang es sich mit feltener Eintracht verbunden hatte.“

„Es kommt uns nicht zu, irgend eine Betrachtung über die Ursachen oder über die Folgen einer so ungeheuren Reihe von Unglücksfällen zu wagen. Der Mann, der als erstes Opfer derselben

fiel, hat seine Laufbahn auf einem Felsen mitten im Meere beendet; seine Handlungen gehören der Geschichte an. Die zahlreichen Denkmäler, die öffentlichen Gebäude, die nützlichen Institute, welche während der kurzen Dauer seiner Regierung errichtet wurden, werden noch lange Zeit die Größe seines Genies und den kolossalen Umfang seiner Ideen bezeugen.“

„Da wir Theil an den Plänen und selbst an der Ausführung einiger der Gebäude genommen haben, welche Paris zieren, so dürften wir vielleicht in Bezug auf dieselben einige wenig bekannte Umstände und Anekdoten mittheilen können, aus denen hervorgeht, wie der Kaiser, immer mit dem öffentlichen Wohle beschäftigt, es nie gestattete, daß man seinen Ruhm von dem Frankreichs trennte.“

„Im Laufe des Monats August 1802, nach Abschluß des allgemeinen Friedens, besichtigte der erste Konsul mit uns die Zimmer der Tuilerieen, die er neu möbliren und einrichten lassen wollte. Als er in dem sogenannten Friedens-Saal angekommen war, wo er später die große silberne Statue aufstellen ließ, begegnete er mehreren höheren Staatsbeamten. „„Sie sehen uns hier beschäftigt“, sagte er ihnen, „„einige kleine Anordnungen des Luxus treffen, auf welche die National-Würde Anspruch machen darf. Frankreich lebt jetzt im Frieden; wir müssen unsere Stiefeln ausziehen, an den Handel denken, die Künste ermuntern und dem Vaterlande Wohlstand verschaffen.““ — In der That versfertigten die Lyoner Fabriken kurze Zeit darauf reiche Stoffe, um die Schlösser zu verzieren; man erschien bei allen Festlichkeiten nur in gestickten Kleidern, und zahlreiche Arbeiter waren mit Anfertigung von prachtvollen Möbeln aller Art beschäftigt.“

„Im Jahre 1810, als das Budget der öffentlichen Bauten, mit Ausschluß der Kosten für den Palast des Königs von Rom, sich auf 5,200,000 Fres. belief, hatte Napoleon in Gegenwart mehrerer Großen seines Hofes unsere Pläne in Bezug auf den Palast geprüft. Jeder gab seine Meinung ab, und Alle, mit Ausnahme des Marschalls Duroc, wiederholten fast in denselben Ausdrücken, was der Herr gesagt hatte. „„Und Sie, Madame“, sagte der Kaiser, indem er sich an die Kaiserin Marie Louise, seine junge Gemahlin, wandte, „„was denken Sie davon?““ — „„Ich vernehe mich nicht darauf“, entgegnete bescheiden die Kaiserin. „„Fürchten Sie sich nicht“, rief der Kaiser aus, „„reden Sie; diese Herren verstehen noch weniger davon als Sie, und ich habe auch nicht die Verpflichtung übernommen, Alles zu glauben oder zu befolgen, was sie sagen. Ihre Ansicht ist mir nothwendig; denn es handelt sich hier um den Palast, wo unser Sohn wohnen soll.““ Die Kaiserin besand sich damals in gesegneten Umständen, und vier Monate darauf gebar sie den König von Rom.“

„Ein anderes Mal, ungefähr zu derselben Zeit, fragte Napoleon, wie es wohl zugehe, daß in Frankreich so viele große Werke angefangen und so wenige beendet worden wären. „„Das kommt daher“, erwiderten Einige, „„weil Frankreich niemals einen Mann wie Sie gehabt hat.““ — „„Nein“, versetzte der Kaiser, „„weil Frankreich, immer von seinen Nachbarn beneidet, stets in Kriege verwickelt worden ist; weil man Geld braucht, um zu bauen, und es im Kriege immer daran fehlt.““

„Im Monat August 1808, als der Triumphbogen auf dem Karussell-Platz beinahe beendet war und nur noch einige Gerüste und eine Leinwand den oberen Theil bedeckten, näherte sich der Kaiser in den Tuilerieen einem nach jenem Platz zu liegenden Fenster und fragte, wann man den Triumphbogen ganz entblüßt sehen würde? „„In ganz kurzer Zeit“, erwiderte der damalige General-Intendant des Kaiserlichen Hauses, Herr von Fleurieu, „„denn die Statue Euror Majestät, welche der Direktor der Museen hat anfertigen lassen, ist beinahe schon befestigt.““ — „„Von welcher Statue sprechen Sie denn?““ erwiderte Napoleon; „„niemals habe ich gewollt oder befohlen, daß meine Statue den Haupt-Gegenstand eines Denkmals ausmachen soll, welches zum Ruhm der Armee, die anzuführen ich die Ehre gehabt habe, errichtet wird. Mag man mein Bild in einem der Basreliefs anbringen, welche Schlachten darstellen, an denen ich Theil genommen habe, das ist billig; aber daß ich mir selbst die Ehre der Apotheose zu Theil werden lasse, ist ganz unpassend. Ich will, daß meine Statue sogleich heruntergenommen werde, und daß der Wagen, wenn man nichts Besseres hineinzu stellen hat, leer bleibe.““

„Dieser Befehl mußte sogleich ausgeführt werden, und die Statue blieb eingepackt in einem Winkel der Drangerie stehen. Wenn seit jener Zeit doch Statuen des Kaisers an öffentlichen Orten errichtet worden sind, so kann man aus Obenerwähntem annehmen, daß Napoleon, Gründen anderer Art nachgebend, wohl erlauben konnte, aber niemals befohlen hatte, was er bei jener Gelegenheit so entschieden mißbilligte.“

„Die Inschriften, welche auf die vier Seiten desselben Triumphbogens eingegraben werden sollten, gaben dem Kaiser noch zu einer weit bestimmteren Erklärung Anlaß. Im September 1809, während des Feldzuges in Deutschland, hatte sich die akademische Klasse der Inschriften und schönen Künste auf unser Gesuch mit dem Entwurf der vier Inschriften beschäftigt. Sie entwarf zwei in Französischer und zwei in Lateinischer Sprache, wie wir sie hier. (Erstere in Deutscher Uebersetzung) folgen lassen. Wir sandten sie sogleich dem Kaiser zu, der sich bei der Armee befand, und erhielten bald darauf durch den Marschall Duroc als Antwort die ebenfalls nachfolgenden Noten, welche der Kaiser diktiert hatte.“

Inschriften der Akademie.

„Napoleon, dem immer siegreichen Kaiser und Könige und der großen Armee, welche unter Seinem Befehle in dem Feldzuge vom

Jahre 1805 bei Ulm siegte, Wien nahm und bei Austerlitz die vereinigten Streitkräfte des Feindes aufrieb.

„Napoleo Augustus Germanicus, exercitibus hostium delictis, Vindobona in dedicationem accepta, terris a Rheno ad Marum trimestri spatio subactis, victoriae monumentum dicavit anno 1809.“

„Im Verlauf von hundert Tagen wurden dem Feinde 26 Städte, 203 Fähnen, 2319 Kanonen, 49 Generale, 88,000 Soldaten genommen; durch den in Preßburg diktierten Frieden wurden das Königreich Italien und die mit Frankreich verbündeten Staaten um 6 Provinzen vergrößert.“

„Captis urbibus atque oppidis 26, vexillis 203, tormentis ex aere ferroque 2319, hostium ducibus captivis 49, hominum millibus 88, bello intra dies centum confecto, pacis leges Posonii dictae 27 decemb. 1805. Veneti, Dalmatae, Rhaeti, Germani eis Aenum ab imperio austriaco abscedant, sociis adtribuntur.“

Antwort des Kaisers.

„„Die Französische Sprache ist die ausgebreitetste unter den neueren Sprachen; sie ist bekannter und verbreiteter als die todten Sprachen; man muß sich zu den in Rede stehenden Inschriften keiner anderen Sprache als der Französischen bedienen. Warum dem Kaiser Napoleon die Namen Augustus und Germanicus beilegen? Augustus kann sich nur der Schlacht bei Actium rühmen, und Germanicus konnte die Römer nur durch sein Unglück interessieren. Es giebt nichts in dem Andenken der Römischen Kaiser, was man ihnen zu beneiden hätte. Welche schreckliche Erinnerungen für die Nachwelt liefert die Geschichte des Tiberius, Nero, Caligula, Domitian und aller jener Fürsten, welche, nachdem sie so ungeheure Verbrechen begangen, so schwere Leiden über Rom brachten. — Der einzige Mann, und er war nicht Kaiser, der sich durch seinen Charakter und seine schönen Handlungen auszeichnete, war Cäsar. Wenn der Name des Kaisers auf dem Triumphbogen eingegraben werden soll, so muß man weder den des Augustus, noch den des Germanicus hinzufügen; der Titel Kaiser der Franzosen verträgt keine Assimilation.““

„Diese Bemerkungen waren mehrere Inschriften-Entwürfe in Französischer Sprache beigelegt, die nicht wesentlich von den von der Akademie in Vorschlag gebrachten abwichen. Der ersten Inschrift hatte der Kaiser noch hinzugefügt: „„Möge diese Erinnerung auf die späteste Nachwelt kommen, und möge jeder Franzose, wenn er die Schlachtfelder in Mähren besucht, sich seiner Pflichten und der Ehre erinnern, welche sich die große Armee, der dieses Denkmal gewidmet ist, erworben hat.““ — Und zur anderen: „„Der Kaiser Napoleon vereinigt die Venetianischen Provinzen mit dem Königreich Italien, und jene berühmte Stadt, in die Italienische Familie zurückkehrt, ordnet sich ihren Gesetzen unter.““

„Diese Noten verbündeten uns, die Inschriften, welche das Werk vollenden sollten, sogleich eingegraben zu lassen. Es waren bloße Bemerkungen, man nahm sie für eine Mißbilligung. Die Gelehrten versuchten ihr Werk zu ändern; man jögerte, bis die Ereignisse über uns hereinbrachen, und so fanden die Verbündeten, als sie sich zu Herren von Paris gemacht hatten, den Triumphbogen auf dem Karussell-Platz ohne Inschriften.“

Bibliographie.

- De l'influence de Paris sur toute la France. (Ueber den Einfluß von Paris auf das gesammte Frankreich oder über die Centralisation in ökonomischer, administrativer und politischer Beziehung und über die Mittel, den Uebelständen derselben abzuhelfen.) Von M. S. E. Mitre, Avocat. Pr. 2 Fr. 50 Cent.
- Des malheureuses égaremens etc. (Ueber die unglücklichen Verirrungen und die großen und sehr großen Irrthümer in den seit dem Juli 1830 von dem berühmten Vicomte von Chateaubriand herausgegebenen Schriften.) Anmerkungen, Beobachtungen und Kritiken von F. E. Guérin, Französischem Edelmann u. s. w. Pr. 3 Fr.
- Madame et ses défenseurs. (Die Herzogin von Berry und ihre Verteidiger.) Vom Grafen L. de Calvimont.
- Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël. (Geschichte des Lebens und der Werke Raphaels.) Von Quatremère de Quincy. Mit Bildniß und Facsimile. Pr. 10 Fr.
- Manuel du peintre et du sculpteur. (Handbuch für Maler und Bildhauer, enthaltend eine Philosophie der Kunst und ihrer praktischen Mittel.) Von L. E. Arden. 2 Bde. Pr. 6 Fr.

M o r g e n l ä n d i s c h e s .

Die Fabel vom Uvasbaum.

Es möchte wohl Wenige unter unseren Lesern geben, die nicht, wenigstens in der Kindheit, mit einem schauerlichen Vergnügen den Volkserzählungen von dem wunderbaren Uvasbaum gebort haben. Die fabelhaften Nachrichten über diesen Baum wurden wahrscheinlich zuerst von Holländischen Soldaten oder Seeleuten in Europa ausgebreitet, wo sie lange mit mehr oder weniger Glauben nachzählt wurden; allein die Nachricht selbst beruht auf keiner besseren Autorität, bis ein gewisser Joersch um das Jahr 1783 eine ausführliche Beschreibung des Uvas herausgab, welche alle Wunder, die man von ihm erzählte, mehr als bestätigte.

Joersch, dritter Wundarzt bei der Holländischen Besatzung zu Samarang, einer Niederlassung auf der Küste von Java, erzählt, daß, als er um das Jahr 1775 zu dem Range eines ersten Wund-

ärztes erhoben worden, er den Entschluß faßte, eine Reise in das Innere der Insel zu machen, welche noch wenig von Europäern besucht worden war. Eine seiner Hauptabsichten war, genaue Erläuterungen einzuziehen über einen Baum, den die Malayischen Eingeborenen der Inseln Bobon-Uras nannten, von dem er so wunderbare Dinge gehört und gelesen hatte, daß sie seinen Glauben überstiegen, bis eine genaue Untersuchung ihm seinen Unglauben benahm. Nach der Rückkunft von dieser Reise entwarf er eine Beschreibung des Baumes, welche er mit den Worten einleitete: „Ich will nur einfache und ungeschmückte Thatsachen erzählen, wovon ich Augenzeuge war; der Leser kann sich daher auf die Genauigkeit meines Berichts verlassen.“

Diesem Bericht zufolge stand der furchtbare Giftbaum 27 Seemeilen von Batavia und nur 14 Seemeilen von Soura-Charta, der Residenz des Kaisers. Er wuchs in einem tiefen von steilen Bergen umgebenen Thale. Da Foersch entschlossen war, sich dem gefährlichen Fleck so weit wie möglich zu nähern, und die Erlaubniß des Kaisers erhalten hatte, so machte er sich auf und wanderte zings um die Berge, die das Upasthal umgaben, indem er sich immer auf 18 Englische Meilen von dem Centrum desselben entfernt hielt, was er nur durch einen gewissen mathematischen Instinkt bewerkstelligt haben konnte, da er nicht wußte, wo das Centrum des Thales sey.

Ein Malayischer Priester am Hofe hatte ihm einen Brief an einen anderen Malayischen Priester mitgegeben, der vom Kaiser angestellt war, um die Verbrecher, welche abgefandt wurden, das Gift von dem Baume zu hoblen, gehörig vorzubereiten. Diese Art von Weichwater, sagt er, lebte an einem Ort, der 15 oder 16 Meilen von dem Baume entfernt lag, und war sehr freundlich und gesprächig. Er erzählte Foersch, daß er seit 30 Jahren dieses traurige Amt bekleide, während welcher Zeit er 700 Personen nach dem Upas geschickt habe, von denen nicht der zwanzigste Theil zurückgekehrt sey. Unser Wundarzt hatte bereits früher erfahren, daß nur des Todes schuldige Verbrecher auf diese gefährliche Unternehmung ausgesandt würden. Wenn diese der Gerechtigkeit verfallenen Dpfer dies Loos wählen, erzählt er weiter, so werden sie unterrichtet, was sie zu thun haben, um sich möglichst sicher zu stellen, und jeder erhält eine Silberne oder schildpattene Büchse, um das Gift darin aufzufangen. Dann legt er seine besten Kleider an und macht sich, von seinen Verwandten und Freunden begleitet, auf den Weg bis zur Wohnung des Priesters. Hier erhält er von dem heiligen Manne ein Paar lederne Handschuhe und eine lange lederne Kappe, welche bis auf die Brust herabreicht und zwei mit Gläsern ausgefüllte Augenhöhlen hat, damit er sehen kann. Jetzt wiederholt ihm der Priester die Anweisungen zur Reise. Nachdem der Verbrecher von seinen weinenden Freunden Abschied genommen hat, steigt er einen gewissen Berg hinan, den man ihm bezeichnet, von dessen Spitze er in das Thal hinabsteigt, wo er einen Bach antrifft, dessen Lauf er folgt, und der ihn nach dem Baume führt.

Foersch versichert, daß er bei einigen dieser melancholischen Abschieds-Szenen in der Wohnung des Priesters zugegen war. Er hatte mit den Unglücklichen so genaue Bekanntschaft gemacht, daß er ihnen eine seidene Schnur mitgab, um den Baum zu messen, und sie inständig bat, ihm irgend ein Stück Holz von dem Baume, oder einen Zweig, oder einige Blätter desselben mitzubringen. Er erhielt indeß nur drei dürre Blätter, mit dem mageren Bericht, der Baum wäre von mittlerer Größe, und 5 oder 6 junge von derselben Gattung ständen dicht um ihn her. Der Baum gab, wie diejenigen, welche zurückkehrten, erzählten, fortwährend eine Ausdünstung von sich, die man aufsteigen und sich in die Luft verbreiten sah, gleich dem Dunst aus einem faulen Sumpfe. Was von diesem Dunst oder dessen Miasma berührt ward, starb auf der Stelle, und gleich als läge ein Fluch seit Jahrhunderten auf dem Thale, nicht Ein Baum außer dem Upas und seinem Nachwuchs, nicht Ein Busch noch Grashalm war in dem Thale oder auf den umliegenden Bergen in einer Entfernung von mehreren Meilen zu sehen. Alles animalische Leben war ebenfalls verbannt. Da war kein Vogel in der Luft zu sehen, keine Ratte, keine Maus, selbst nicht solches Ungeziefer, das sich an faulen und mephitischen Plätzen aufzubalten pflegt. In der Nachbarschaft des Baumes war der kable Boden mit Leichnamen und Skeletten bedeckt, den Nester früherer Verbrecher. Dies war der einzige Umstand, woraus man schließen konnte, daß einst lebende Wesen diesen Ort betreten hätten, und da in dem Thale weder Raubthiere noch Raubvögel noch nagende Würmer weilen konnten, so erblickten sich diese schauderhaften Ueberreste längere Zeit, gleichsam um jedem neuen Ankömmling sein unvermeidliches Schicksal zu verkünden.

Nachdem Foersch noch mehrere einzelne Umstände von der wunderbaren Wirkung des Baumes auf dem Fleck, wo er wächst, angegeben, berichtet er uns, daß das Gift, welches die Einwohner von Java zubereiten, das Harz des Baumes ist, den sie mit Citronenwasser u. s. w. auflösen, und beschreibt nun die blitzschnelle Wirkung des Giftes in dieser Gestalt. Er erzählt, er wäre bei der Hinrichtung von 13 Frauen des Palastes gegenwärtig gewesen, die der Untreue gegen den Kaiser überführt waren. Nachdem man ihnen mit einem Malayischen Dolche, dessen Spitze in das Gift getaucht worden, eine leichte Schramme beigebracht hatte, versielen sie augenblicklich in die schrecklichsten Todeszuckungen, und in 16 Minuten waren sie alle todt. Er verbürgt die richtige Zahl der Minuten, „denn“, sagt er, „ich hielt während der Zeit meine Uhr in der Hand.“ Er fügt hinzu, daß er 14 Tage später 7 Malayen auf dieselbe Weise hinrichten sah.

Endlich trat ein Holländer Namens Lambert Noll auf, von dessen Schrift eine Uebersetzung im 64. Bande des Gentleman's Magazine im Jahre 1794 erschien, der ihm geradezu widersprach. Dieser Mann, ein Arzt und Mitglied der botanischen naturforschenden

Gesellschaft zu Rotterdam, beweist unwiderleglich durch das Zeugniß eines gewissen Johann Mathew, der 23 Jahr auf der Insel Java gelebt hatte, und zwar gerade zu der Zeit, in welcher Foersch seine wunderbaren Beobachtungen gemacht haben will, daß seine ganze Geschichte von dem Upasbaum ein baures Märchen sey.

Nicht lange nachdem Foersch seine erdichtete Geschichte herausgegeben hatte, las ein Schwede, dessen latinisirter Name Rejmocteus war, in einer Sitzung der Universität zu Upsala eine Abhandlung über den Bobon-Uras, oder Giftbaum von Macassar, vor. Er sagt, dieser Baum wächst in vielen der heißen Gegenden Indiens, als Java, Sumatra, Bali, Macassar und Celebes; es gäbe dessen zwei Gattungen, eine männliche und eine weibliche. Der Stamm soll dick, die Rinde weit ausgebreitet und die Rinde dunkelbraun seyn. Das Holz ist fest, blaßgelb, hin und wieder mit schwarzen Flecken, und seine Befruchtungsart noch unbekannt. Foersch's phantastisches Märchen läßt dieser Aufsatz natürlich unbeachtet; dennoch aber bliebe der Baum, dessen Gift sich so gefährlich erwies, immer ein Gegenstand der Bewunderung und des Staunens, und da unser ehrlicher Naturforscher nicht, gleich seinem Vorgänger, von allen diesen Dingen als Augenzeuge spricht, so darf man ihm einige kleine Uebertreibungen schon zu Gute halten.

Endlich erhielten wir während der Englischen Besetzung von Batavia eine genaue Beschreibung des Giftbaumes von Java, welcher allem Anscheine nach derselbe ist, der sich in Macassar und anderen Plätzen im Indischen Ocean findet. Diese Beschreibung ist von Dr. Horsfield mit wissenschaftlicher Genauigkeit abgefaßt. Wir geben einen Auszug derselben und müssen dem Leser zu diesem Behuf nochmals die von Foersch erzählten Umstände ins Gedächtniß rufen. Der Verfasser sagt, daß, obgleich Foersch uns nichts als ein Märchen aufbestellte, so wäre es doch richtig, daß es auf Java einen Baum gebe, aus dessen Saft man ein Gift bereitet. Dieser Baum ist der „Anchar“, welcher auf dem östlichen Ende der Insel in großer Menge wächst. Er gehört nach Linnée zu der 11ten Klasse oder Monoecia. Die männlichen und weiblichen Blüthen wachsen auf demselben Zweige, in nicht zu großer Entfernung von einander; gewöhnlich stehen die weiblichen oberhalb der männlichen. Das Saamengefäß ist ein länglicher Kelch, der Saame eine eiförmige mit einer Schale umgebene Nuß. Von der Spitze des Stammes gehen einige starke Zweige aus, welche sich fast in horizontaler Richtung in unregelmäßigen Kurven ausbreiten und, sich in kleine Zweige theilend, eine halbtrugelförmige nicht ganz regelmäßige Krone bilden. Der Stamm ist cylinderförmig, gerade und steigt völlig kahl bis zur Höhe von 60, 70 auch 80 Fuß empor. Nahe am Boden ist er etwas schief, gleich vielen unserer großen Waldbäume. Die Rinde ist weißlich, leicht aufgeforsen und bildet längliche Furchen. Bei alten Bäumen ist die Rinde nahe am Boden mehr als einen halben Zoll dick, und wenn sie angeschnitten wird, so fließt reichlich ein milchiger Saft heraus, aus dem man das Gift bereitet. Dieser Saft ist gelblich, etwas schäumend und wird braun, wenn er an die Luft kommt; er ist etwas dicker und zäher als Milch.

Der Saft sitzt in der eigentlichen Rinde oder cortex; die innere Rinde, liber, ist ein festes faseriges Gewebe, gleich der des Papier- Maulbeerbaums, und wenn sie von der oberen Rinde abgesondert und gereinigt wird, so gleicht sie grobem Leinen. Man hat dicke Seile daraus gemacht, und die der jungen Bäume wird oft von armen Leuten zu einem groben Zeuge verarbeitet, das sie bei der Arbeit auf dem Felde tragen; wenn es aber naß wird, verurthacht es ein unerträgliches Jucken. Obgleich diese Eigenschaften der inneren Rinde überall bekannt sind, wo der Baum wächst, so ist doch die Bereitung des Giftes aus dem Saft ein Geheimniß, welches nur den Einwohnern im äußersten Osten von Java bekannt ist.

Bei den zahlreichen Experimenten, die Dr. Horsfield mit dem Baum anstellte, zeigten seine eingeborenen Arbeiter vielen Widerwillen, indem sie einen Hautauschlag zu bekommen fürchteten, doch weiter auch nichts. Diesen Ausschlag aber erzeugt, beiläufig gesagt, auch der wohlbetannte Chinesische Firnisbaum, dessen Saft, wie den des Giftbaumes, man durch Einschnitte in den Stamm erhält.

Der Anchar ist einer von den größten Bäumen auf Java. Er liebt einen fruchtbaren nicht sehr hoch liegenden Boden und findet sich nur im Innern großer Wälder. Er ist, sagt Dr. Horsfield, von allen Seiten mit Sträuchern und Pflanzen umgeben und steht meistens in einer dünnen Wäse. Das größte Exemplar desselben, welches er sah, war so dicht mit Bäumen und Sträuchern umgeben, daß er kaum bis zu demselben durchdringen konnte. Wilder Wein und andere Rankengewächse umschlangen ihn bis zur halben Höhe des Stammes und gedeihen vortreflich. Während er den Saft sammelte, bemerkte er verschiedene junge Bäume, die aus Saamentörnern, welche dem Hauptstamm entfielen, von selbst emporgeschossen waren.

Dr. Horsfield beschreibt auch die Bereitung des Giftes, wie solche ein alter Javanese, der seiner Kunst wegen berühmt war, in seiner Gegenwart vornahm. Dieses so bereitete Gift scheint vierfüßigen Thieren nach Verhältnis ihrer Größe und organischen Beschaffenheit fast in gleichem Grade tödtlich zu seyn; Hunde tödtete es in einer Stunde, Mäuse in zehn Minuten, Affen in sieben, Katzen in fünfzehn Minuten, während ein armer Büffel, den man dem Experiment unterwarf, erst nach zwei Stunden zehn Minuten starb.

Der Naturforscher Rumphius sah die Wirkung des Giftes an menschlichen Wesen, als die Holländer im J. 1650 in Amboina von den Macassaren angegriffen wurden, die ihre Pfeile in dieses oder auf ähnliche Art bereitete Gift zu tauchen pflegten. „So wie das Gift“, sagt er, „das warme Blut berührt, verbreitet es sich so gleich durch den ganzen Körper, so daß man es in allen Adern verspürt,

und verursacht ein entsetzliches Brennen, besonders im Kopfe, worauf bald der Tod folgt. Nachdem es so manchem Holländischen Krieger das Leben gekostet hatte, so daß die Soldaten bei dem bloßen Namen desselben zitterten und ohne Zweifel die ersten Uebertreibungen von der Furchtbarkeit des Baumes, der es erzeugt, verbreitet haben, entdeckten sie ein fast unfehlbares Gegenmittel in einer Wurzel, der Radix toxicaria, wie sie Rumpsius nennt, welche, wenn sie schnell genug angewandt wird, durch das beständige Erbrechen, welches sie verursacht, die Kraft des Giftes unwirksam macht. (P. M.)

Mannigfaltiges.

— Selbstmord in Frankreich und England. Eine alte Beschuldigung, die man von jeher gegen uns Engländer vorgebracht hat, ist unsere Neigung zum Selbstmord, in welcher keine Nation uns gleich kommen soll. Die Franzosen müssen jetzt wohl von dem Grund dieser Behauptung überzeugt seyn, denn unter ihnen selbst ist der Selbstmord weit häufiger als unter uns. Im Jahre 1816 belief sich die Zahl der in London begangenen Selbstmorde auf 72, und in demselben Jahre war sie in Paris auf 188 gestiegen, bei einer Bevölkerung, die um 400,000 Seelen geringer ist, als die von London. Doch bleibt es wahr, daß die Selbstmorde häufig bei uns sind, wenn auch nicht viel häufiger als in anderen Ländern, und dies muß überall so seyn, wo ein Mensch in Einem Tage vom höchsten Wohlstand zum Bettelstab herabsinken kann. Der Verlust des Vermögens ist die gewöhnliche Ursache des freiwilligen Todes. Verwundeter Stolz, getäuschte Hoffnung, alle Aussichten vernichtet, das beleidigende Mitleiden der Freunde, die stille Verzweiflung unserer thuerlichen Angehörigen, für welche wir gearbeitet und gestrebt haben, die Höhe, von der wir herabgestürzt sind, die Unmöglichkeit, wieder zu erwerben, was wir verloren, die forschende Neugierde des Publikums, die kleinen Kränkungen, die zu dem großen Schmerz hinzukommen, — wenn dies Alles mit einem Male über das aufgeregte und verstärkte Gemüth hereinbricht, was Wunder, daß es die einzige Zuflucht aussucht, um dem Abgrunde, in den es gestürzt ist, zu entrinnen! — Ein fröhlicher Selbstmord ist nicht der Tod à la mode bei uns; auch sind wir nicht so empfindsam in diesem delikaten Punkt, wie unsere Nachbarn jenseits des Kanals. Wir erschließen einander nicht aus Romantismus. Damen und Herren, genöthigt, die Reise mit einander zu machen, begeben sich hier nicht an ein „einsames Plätzchen“ und rufen den furchtbaren Unbekannten mit einem Paar Pistolen herbei, die mit rothem Bande umwunden sind. — Mit Einem Wort, wenn wir uns erschließen, so thun wir es nicht des Spases wegen; wir gelangen zu dem Entschluß nach schwermüthiger Ueberlegung. Wir haben keine angeborene Liebe zu dieser That, keinen „angerechten Fehler in dem Nervensystem“ (wie Montesquieu mit aller Unverschämtheit eines Philosophen geradezu behauptet), der uns zur Welt hinaustriebe. Bei keinem Wolfe vernichtet man sich selbst mit mehr Widerstreben, und so allgemein ist ein Unglücksfall die Ursache des Selbstmords bei uns, daß unter zehn, die sich das Leben nehmen, stets neun sich finden werden, die gewiß nicht den Tod gewählt hätten, wenn sie etwas zu leben gehabt hätten. In der That, der Selbstmörder verläßt das Leben nicht, sondern das Leben verläßt ihn. — Wenn dies nun aber wahr ist, wenn wir so wenig von Natur zur Selbstzerstörung geneigt sind, daß man bei den Franzosen fünf Selbstmorde gegen einen bei uns rechnen kann, was wird denn aus allen jenen geistreichen und tiefgelehrten Büchern, welche unsere Nachbarn über unsere anerkannte Neigung zu Strick und Rasiermesser geschrieben haben? Was wird aus den sinnreichen Systemen, die Voltaire mit seiner lebendigen Munterkeit, Frau von Staël mit ihrer rührenden Sentimentalität auf dieses „Fatum“ bauten, welches sie bloß zu beweisen vergaßen? — Man sieht, wie nöthig es ist, daß einmal ein Engländer selbst über England schreibe. (Bulwer.)

— Bulwer's Aeußerung über den Englischen Adel. Unser Adel zeichnet sich, gleich dem anderer civilisirten Länder, mehr durch eine ausschweifende Nichtachtung des Geldes, durch eifriges Streben nach unbedeutenden Dingen, durch die beständige Leidenschaft, mit welcher er den Launen, den Verschwendungen, den Abgeschmacktheiten des Tages fröhnt, als durch jene besonnenen und geschickten Tugenden aus, welche ein Erzeugniß der gesunden Vernunft sind. Wie wenig adelige Güter giebt es bei uns, die nicht tief verschuldet sind? Mehr als drei Viertel der Besitztümer unserer Pairchaft sind in den Händen der Juden und Handelsleute. Ist dies gesunde Vernunft? Doch diese Ausschweifungen sind von unserer Aristokratie viel weiter getrieben worden, als von jeder anderen, theils weil sie über größere Reichthümer zu gebieten hatte, größtentheils aber, weil sie, einmal der Mode huldigend, nicht, gleich den alten Französischen Sieurs oder den alt adeligen Deutschen Familien, vermöge ihrer Geburt Wichtigkeit genug besaß, um nach keiner anderen Art von Auszeichnung streben zu dürfen. Unser Adel besaß Ehrgeiz, die letzte Krankheit edler Gemüther, und gewöhnte sich daher, mit einander in solchen wunderlichen und kostspieligen Thorheiten zu wetteifern, womit ein ungebildeter Geist seine mäktigen ohne Würde verlebten Stunden auszufüllen sucht. Daher sandten wir, während wir mit unserer gesunden Vernunft vrabkten, unseren jungen Adel in die Welt, um jenen beneidenswerthen Ruf durch die ausgesuchten Thorheiten aufrecht zu erhalten, und während wir uns auf unsere Klugheit so viel zu Gute thaten, kannte uns das Ausland nur durch unsere Nartheit. Doch wir gingen noch weiter; diejenigen, denen man als herumstreifenden Tollkosen vieles zu Gute gehalten hätte, machten wir förmlich zu diplomatischen Repräsentanten der Nation.

Das oligarchische System, jede Art von Leuten zu hohen Stellen zu berufen, nicht wegen ihrer Tauglichkeit zu dem Amte, sondern weil sie der eben herrschenden Partei angehören, hat selbst zu unseren Boischaftern oft Leute gewählt, die dazu durchaus nicht geeignet schienen, und die Gesandtschaft der Britischen Nation am Kaiserlichen Hofe zu Wien wurde keiner geringeren Person aufgetragen, als — dem jetzigen Marquis von Londonderry. (England and the English.)

— Die Messe zu Beaucaire. Beaucaire liegt Tarascone gegenüber, am anderen Ufer des Flusses. Beide Städte sind nur durch eine Brücke getrennt. Ehemals war dies eine Schiffbrücke, die an einem schmalen Damm befestigt war, der mitten in der Rhone eine Insel bildet, jetzt ist es eine riesenmäßige eiserne Brücke, ein wahres Meisterstück. Sie hat 4 breite Bogen, jeder von mehr als 100 Toisen. Die Pfeiler erheben sich in Form von Triumphbögen mehr als 150 Fuß über den Spiegel des Flusses, welcher hier furchtbar reißend ist. Das Dampfschiff von Lyon kam eben an und wurde weit über den Landungsplatz hinausgetrieben; man hatte Mühe, es wieder zurückzubringen. So wie man die Brücke verläßt, hat man die Stadt Beaucaire vor sich, zur Linken den Kanal von Languedoc, der durch die Garonne und Rhone den Ocean mit dem Mitteländischen Meer verbindet. Tausende von Schiffen bedecken diesen Kanal, bis weit über Beaucaire hinaus. Zur Linken ist ein Duai, der nach dem Hafen führt, wo die Waaren ausgeladen werden. Beaucaire liegt in einer Ebene, wie Tarascone, es wird aber von einem im Norden liegenden Berge behererrscht, wo noch mächtige Trümmer einer Festung sich erheben, die einst furchtbar gewesen seyn muß. Wir wollen jetzt in die Stadt treten. Wie sind die großen Straßen von Paris so voll von Menschen. Welche ungeheure Magazine mit allen Erzeugnissen der Kunst und Industrie angefüllt! Die ganze Welt scheint hier Alles aufgehäuft zu haben, was der Bewunderung der Menschen Würdiges angefertigt wird. Die Kaufläden in den Straßen von Paris, von Nimes, Lille, Lyon sind mit Waaren aus den Fabriken dieser Stadt angefüllt. Kein Gang, kein Thorweg, keine Mauer, die zur Zeit der Messe nicht als Gewölbe dient und zu ungeheuren Preisen vermietet wird. Man geht unter langen Reihen von Fahnen und Teppichen hin, die von einem Fenster zum anderen gezogen sind und als Schilder dienen. Jede Gattung Waare hat ihr besonderes Stadtviertel. Alles aufzuzählen, was man in Beaucaire findet, würde zu lang seyn. Die kostbarsten Produkte der Kolonien, Indische Perlen, Orientalische Wohlgerüche, Asiatische Kaschemire, Handarbeiten der Frauen im Serail, sind mir am meisten aufgefallen. Die Straße der Goldschmiede und Juweliers ist die reichste. Zwischen diesen Bazars sind Kaffeehäuser und Restaurationen in Menge. Doch wir sind noch nicht fertig. Wir wollen die Stadt verlassen und auf die Wiese gehen, so nennt man einen großen Platz am Fuße des Schlosses, der mit Platanen und Elsbeerbäumen bepflanzt ist, welche lange Alleen längs dem Ufer der Rhone bilden. Ich wüßte nichts Ähnliches, das von diesem Platz eine Idee geben könnte, als den Park von St. Cloud an einem großen Festtage. Auf jeder Seite der Alleen sind unzählige Buden, wo bloß in Detail verkauft wird. Da findet man jeden Gegenstand des Luxus und der Toilette, ganze Niederlagen von Kinderspielwerk, kleine Trommeln, Marionetten, Morgenländische Pfeifen, Fächer, Vögel aus allen Weltgegenden, ausgekostet und in Kästchen. Auch hier giebt es Spielhäuser, Speise- und Kaffeehäuser, Schenken, Dioramen, Panoramen, Marktstreiter, Seiltänzer, Menagerieen, Herculisse, Riesen und überall vor den Theatern und im Innern der Kaffeehäuser betäubende Musik. Im Hintergrunde der Wiese ist ein Regiment Infanterie gelagert, wie auf dem Schlachtfelde. Des Abends muß man in diesen prachtvollen Alleen umherwandeln, wenn man etwas ganz Außerordentliches empfinden will. Die Kleiderpracht der Frauen, die Verschiedenheit der Kostüme, der Glanz der Lichter, der Schall der Musik, das Geräusch aller dieser Stimmen, der Duft aller Orientalischen Wohlgerüche — man wird wie in einen Strudel, in ein vielfach bewegtes geräuschvolles Leben versetzt. Man legt sein eigenes Ich ab, um sich damit zu vereinigen, um sich mit diesen besetzten Massen fortzuwälzen, um die Liebe zur Gesellschaft, zur Menschheit, zum physischen und moralischen Wohl des Menschengeschlechts als den höchsten Grad der Liebe zu erfassen; in diesen verhilft sich jede andere Liebe. — Welch ein Abend! Ein solcher giebt der Seele auf lange Zeit zu leben. Unmöglich kann ich sagen, was mir Alles in den Sinn kam bei dem Anblick dieser Arbeiten der Industrie, dieser künstlerischen Productionen der vier Welttheile. Mein Herz war beflommen, und ich fühlte eine Thräne meinem Auge entschlüpfen. Ich war zu lebhaft bewegt von dem Anblick dieser Masse menschlicher Werke. Stolz und stumme Bewunderung machten einen magischen Eindruck auf mein Herz, den keine Worte beschreiben können. (Journal de la Creuse.)

— Ein neues Insekt, welches Seide giebt. Herr Lamarret-Piquot hat in den Wäldern Bengalens einige Kokons der bombyx paphia entdeckt, welche die Hindus vom Oktober zum Dezember einsammeln und von denen sie eine weit stärkere Seide gewinnen, als die der gewöhnlichen Seidenwürmer. W. Roxburg hatte schon die Einführung dieses Insekts in dem mittäglichen Europa empfohlen. Obgenannter Lamarret-Piquot brachte es nach der Insel Bourbon, wo es bald heimisch wurde, und die Kolonisten schätzen es sehr wegen der großen Vortheile, die es ihnen gewährt. Diese Kokons können eben so behandelt werden, wie die der gewöhnlichen Seidenwürmer, indem man sie in heißes Wasser taucht, um die Puppe zu tödten. Es würde eine leichte Sache seyn, diese Thierchen im südlichen Europa einzubürgern.